

(Fortsetzung von Seite 1119.)

Ich Efel rührte mir einen kleinen Teelöffel voll Currypulver in meinen flüssig gemachten Pemmitan — er verursachte mir heftige Verdauungsbeschwerden. Die ganze Nacht lag ich mit Schmerzen wach, und auf dem Marsche fühlte ich mich traktlos; mein Fuß erfror, und ich merkte es gar nicht. Ein Augenblick Nachlässigkeit — und man hat einen Fuß, den man gar nicht ansehen mag. Bowers ist, was seine Gesundheit anlangt, Nummer Eins, aber große Auswahl ist schließlich unter uns nicht mehr. Die andern glauben noch, daß wir durchkommen — oder stellen sich vielleicht nur so — ich weiß es nicht! Wir haben den Primus noch einmal halb vollgegoßen, das letzte Mal, und sonst haben wir nur noch ein wenig Spiritus — dann müssen wir verdursten. Der Wind ist augenblicklich günstig — vielleicht hilft er uns. Die Entfernung bis zum Depot wäre uns auf der Hinreise lächerlich klein erschienen.

Dienstag, 19. März. Zweites Frühstück. Gestern Abend wurde uns das Aufschlagen des Lagers sehr sauer, und wir waren fast erstarrt, bis wir unser Abendessen verzehrt hatten; es bestand aus Schiffszwieback, kaltem Pemmitan und einem halben Kännchen Kaffee, den wir auf Spiritus kochten. Dann wurden wir wider Erwarten ganz warm und haben alle gut geschlafen. Heute brachen wir in der gewöhnlichen schleppend langsamen Weise auf. Der Schlitten war greulich schwer. Wir sind 29 Kilometer vom Depot entfernt und könnten in drei Tagen hinkommen. Das sind Fortschritte! Wir haben noch auf zwei Tage Lebensmittel, aber nur noch auf einen Tag Brennmaterial. Alle unsere Füße werden schlimm — die Wilsons sind noch am besten, mein rechter am schlechtesten, nur mein linker ist ganz in Ordnung. Aber wie sollen wir unsere Füße schonen, ehe wir das Depot erreicht haben und uns wieder mit warmem Essen pflegen können? Amputation ist jetzt noch das mindeste, worauf ich mich gefaßt machen muß; aber wird das Übel nicht weitergehen? Das ist die erste Frage. Das Wetter bietet uns keine Erleichterung — der Wind weht heute aus Nord und Nordwest, und die Temperatur beträgt 40 Grad.

Donnerstag, 21. März. Lager R 60. Montag Abend waren wir noch 20 Kilometer vom Depot entfernt; gestern konnten wir den ganzen Tag eines wütenden Orkans wegen nicht weiter. Heute wieder eine verlorene Hoffnung — Wilson und Bowers wollen zum Depot gehen, um Brennmaterial zu holen.

Freitag, 22., und Sonnabend, 23. März. Der Orkan wütet immer fort — Wilson und Bowers konnten sich nicht hinauswagen — morgen ist die letzte Möglichkeit — kein Brennstoff mehr und nur noch auf einen, höchstens zwei Tage Nahrung — das Ende ist nahe. Wir haben beschlossen, eines natürlichen Todes zu sterben — wir wollen mit unsern Sachen oder auch ohne sie zum Depot marschieren und auf unserer Spur zusammenbrechen.

Freitag, 29. März. Seit dem 21. hat es unaufhörlich aus Westsüdwest und Südwest gestürmt. Wir hatten am 20. noch Brennstoff, um jedem zwei Tassen Tee zuzubereiten, und trodene Kost auf zwei Tage. Jeden Tag waren wir bereit, nach unserm nur noch 20 Kilometer entfernten Depot zu marschieren, aber draußen vor der Zelttür ist die ganze Landschaft ein durcheinanderwirbelndes Schneegestöber. Ich glaube nicht, daß wir jezt irgendwie auf Besserung hoffen können. Aber wir werden bis zum Ende aushalten; freilich werden wir schwächer, und der Tod kann nicht mehr fern sein.

Es ist ein Jammer, aber ich glaube nicht, daß ich noch weiter schreiben kann. R. Scott.

Letzte Eintragung

Um Gottes willen — sorgt für unsere Hinterbliebenen!

Wilson und Bowers wurden in ihren Schlaffäcken gefunden, die sie über dem Kopf geschlossen hatten, wie stets, wenn sie sich schlafen legten.

Scott starb später. Er hatte die Klappen seines Schlaffacks zurückgeworfen und seinen Kopf geöffnet. Die kleine Tasche mit den drei Tagebüchern lag unter Schultern und Kopf, und sein Arm umschlang Dr. Wilson.

So wurden sie acht Monate später gefunden.

Auf der ersten Seite des letzten Tagebuchheftes, die jezt im British Museum zu London unter Glas ausgestellt ist, steht die Bitte:

„Schickt dieses Tagebuch meiner Frau! R. Scott.“

Das Wort „Frau“ ist ausgestrichen und „Witwe“ darübergeschrieben.

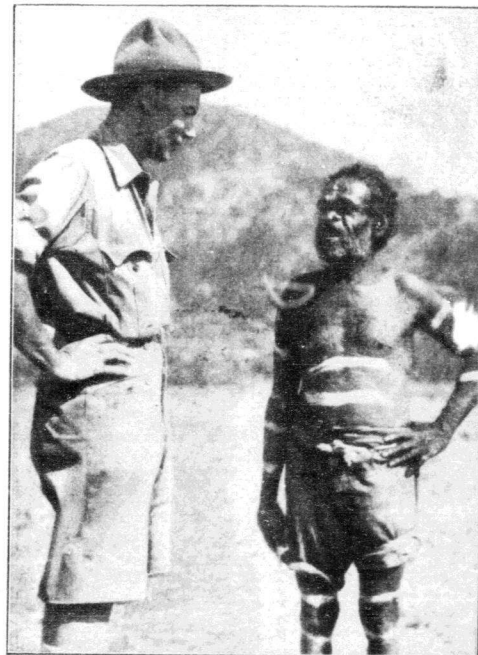
Aus: R. F. Scott, „Letzte Fahrt“.

Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig.

Begegnungen mit australischen Eingeborenen

Von

COLIN ROSS



Dr. Ross bei einer Begegnung mit „King John“, der bisher von der europäischen Zivilisation nur die Hose und den Namen hat.

Walsh-River-Camp, im Dezember.

Der erste australische Eingeborene, den wir trafen, war „Drunken-John“ in Südaustralien, der letzte „King John“ im nördlichsten Queensland. Was dazwischen liegt, änderte meine bisherige Vorstellung vom „Australneger“ von Grund aus.

Zunächst gewöhnte ich mir ab, von „Australnegern“ zu sprechen. Mit dem gleichen Recht könnte man die Ureinwohner dieses jüngsten Kontinents — der im Grunde wahrheitlich der älteste ist — auch Australindianer nennen oder Australmongolen oder sogar Australkautasier. Das ist ja das Verblüffende, beinahe Unheimliche an den Ureinwohnern dieses Erdteiles, daß man unter ihnen Anklänge an alle Rassen der Erde findet.

„Drunken-John“ könnte man zwar mit Fug und Recht einen Australneger nennen. Er sah wirklich nicht anders aus als ein alter, verkommener Nigger. Wir hätten uns auch kaum nach ihm umgesehen, wären im südlichen Australien schwarze Australier nicht beinahe ebenso selten wie bei uns.

John hatte sich einmal mit einer Flasche Bier erwischt lassen. Daher sein Beiname. Als er dafür Strafe zahlen sollte — Alkoholgenuß ist den Eingeborenen streng verboten —, reklamierte er das weiße Blut, das angeblich in seinen Adern rann.

„Allright, John“, sagte der Richter, „wenn das so ist, dann darfst du trinken, aber dann zahlst du schleunigst 12 Pfund Steuer für deine Hunde. Und Enten darfst du jezt in der Schonzeit natürlich auch nicht schießen, wenn du ein Weißer bist.“ — Daraufhin entschloß sich „Drunken-John“, doch lieber wieder schwarz zu werden, um auf die Steuerlichen und jagdlichen Vorrechte nicht verzichten zu müssen, deren sich die Eingeborenen auch im rein europäisch gewordenen südlichen Australien selbst heute noch erfreuen.

Also mit „Drunken-John“ konnte die australische Rasse keine Ehre einlegen, und hätte ich keinen

anderen Vertreter getroffen, so hätte ich meine ursprüngliche Ansicht auch wohl kaum geändert.

Aber mit den nächsten war es schon anders. Deren Anblick gab mir beinahe einen Schock; denn das waren keine „Australneger“, sondern „Australkautasier“, vielmehr „Kautasierinnen“; denn es waren Frauen, und zwar zwei junge, hübsche Mädchen von etwa 14 und 16 Jahren, die der bekannte südaustralische Forscher Dr. Baskin von einer seiner zentralaustralischen Expeditionen mitgebracht hatte. Die Mädchen waren groß, schlant, von feinen Zügen, vor allem ohne jede Spur von platten Nasen und aufgeworfenen Lippen und — das war das erfreulichste — blonden Haaren. Es war natürlich nicht das Blond, das wir kennen, aber doch ein ausgesprochen heller Haarton.

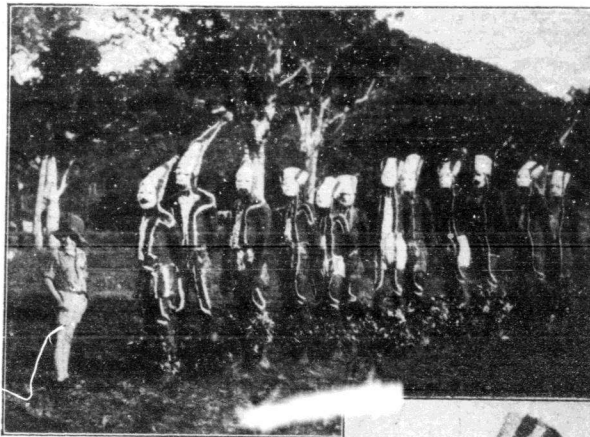
Diese Mädchen waren nicht etwa Mischblut, sondern garantiert reinblütige Aranta und Loritja. Es lag ein ganz eigenartiger, beinahe geheimnisvoller Reiz über ihnen, und von diesem Augenblick begann ich mich für die australische Rasse zu interessieren.

Wir haben dann im Verlauf unserer Reise viel mehr Eingeborene getroffen, als wir ursprünglich erwartet hatten. Sobald man erst einmal aus den zivilisierten Teilen Australiens heraus ist, sieht man noch eine ganze Menge. Allerdings sind die meisten bereits mehr oder weniger europäisiert und zivilisiert. Sie leben auf Missionsstationen, Regierungsreservaten, auf Farmen als Viehhirten, als Tramps, die unstet durchs Land schweifen, aber es war erst in den Urwäldern Queenslands, wo wir noch „wild“ lebende Eingeborene trafen. Das heißt, ganz wild waren auch sie nicht mehr; denn ihr Häuptling war von der australischen Regierung anerkannt. Bei feierlichen Gelegenheiten trug er als Zeichen seiner Würde eine Messingplakette um den Hals, auf der „King John“ eingraviert war. Und selbstverständlich hatte er Hosen an, wie sich das für einen König, selbst einen australischen, gehört. Aber er schweifte im übrigen doch

(Fortsetzung auf Seite 1123.)

(Fortsetzung von Seite 1121.)

mit seinem Stamm noch so wild und frei im Busch und so primitiv wie seine Vorfahren vor Tausenden von Jahren. — Diese Wilden leben auf der alleruntersten Kulturstufe. Sie kennen keine Hütten, höchstens Windschirme. Ackerbau wie Viehzucht sind ihnen gleich fremd. Sie leben ausschließlich von ihrer Jagdbeute und den Wurzeln, die die Frauen mit dem Grabstock, ihrem einzigen Werkzeug, ausgraben. — Allein die Technik, die sie für diese primitive Lebensform ausgebildet haben, ist in ihrer Art vollkommen. Bumerang und Speerschleuder, mit denen sie Känguruis und Wallabies so sicher jagen wie der Weiße mit seiner Büchse, sind geradezu geniale Waffen, wie sie kein anderes Volk kennt. — Noch ungleich verblüffender jedoch ist die soziale Organisation dieser „Kulturlosen“ und ihr Weltbild. Dieses Weltbild ist einheitlich und in sich geschlossen. Das ist mehr, als man von unserem heutigen sagen kann. Es gipfelt in einem höchsten Wesen. Diesem nahekommen, sich mit ihm zu verschmelzen, zu „vergotten“, ist Ziel und Aufgabe jedes männlichen Stammesangehörigen. Der Weg, auf dem dieses letzte Ziel auch des höchststehenden Kulturmenschen angestrebt wird, mag uns schauerlich, grausam und barbarisch erscheinen. Das hindert aber nicht, daß ihre geheimnisvollen und teilweise blutigen Kulte und Riten eine enge Verbundenheit mit Gott und der Natur anstreben und vielleicht auch erreichen. — Eng verknüpft mit diesen Kulturen ist die „Korrobori“, der australische Tanz, zu dem sich die Eingeborenen in schreckenerregender Weise bemalen und beschmieren. — Die ersten „Korrobori“, die wir zu sehen bekamen, waren allerdings reine Krieger- und Jagdtänze. So monoton sie uns auch schienen, so haben auch sie einen



Begegnungen mit australischen Eingeborenen:

Vor dem „Emutanz“, einer Kultzeremonie in Inneraustralien, vor deren Ausübung der kleine Ralph Ross, der Sohn des Forschungsreisenden, allerdings weggeschickt werden mußte. Fot. Colin Ross.

„magischen“ Zweck wie die Vermehrung und Anlockung des Wildes. Aber im Grunde waren sie nichts anderes als die Tiertänze der Buschmänner, die ich in der Kalahari gesehen. — So wären wir von den australischen Tänzen recht enttäuscht gewesen, hätten wir nicht zum Schluß doch noch eine „Emu-Korrobori“ zu Gesicht bekommen. Zu dieser tragen die Teilnehmer einen hohen Kopfschmuck, der Hals und Kopf des Emus vorstellen soll, und bekleben sich mit Vogelfedern Körper und Gesicht, letzteres so dicht, daß kaum die Augen freibleiben. — Als die Emutänzer antraten,



brach bereits die Dämmerung herein. Vor den tiefen Schatten der Eulaphytusbäume leuchteten die hellen Flaumgestalten gespensterhaft, und das taktmäßige Gegen-einanderschlagen der Bumerangs wirkte wie das Klappern von Knochen. — Es ging ein so starker Zwang von diesem Tanz aus, daß wir uns gewaltsam daran erinnern mußten, daß er doch nur eine Schaukult war. Oder war es mehr? Wurde es mehr, als die Tänzer jetzt in Eifer und Leidenschaft gerieten? Wir schickten die Kinder weg, denn wir wußten nicht, was noch kommen mochte. Es hatte seit Jahren nicht geregnet. Die Wasserlöcher trocknen aus, Känguruis und Emus verenden. Der Hungertod droht. Das einzige, was noch retten kann, ist baldiger Regen. Regen aber zwingt man nur durch Blut zur Erde. Der afrikanische „Regendoktor“ schlachtet Kinder zu diesem Zwecke. Der Australier begnügt sich mit Verwundung. Rot leuchten die Striche, welche die Flaumfederstreifen auf den Körpern der Tänzer beiderseits einsaffen. Ist es Tierblut? Oder, wie es sich gebärt, der Brust des „Regenmakers“ entnommen? Nur dann wird der magische Zweck der Korrobori erreicht, nur wenn auch der Flaum mit Menschenblut an die Leiber geklebt wurde. Nur dann, und wenn in der höchsten Erregung der Korrobori die Tänzer zu den Steinmessern greifen und sich selbst den Sitz ihrer Zeugungskraft aufschlitzen, hat das aus dem Quell ihrer Fruchtbarkeit tropfende Blut die Kraft, den fruchtspendenden Regen zur Erde zu zwingen.

„Emutänzer“, bei denen Brust und Gesicht mit Flaumfedern bedeckt sind. Die Federn werden mit Blut angeklebt, in dessen Zeichen der Kult steht.



Neu: Spezial-Sorte für dunkles Haar!

Schwarzkopf Trocken-Schaumpon

Völlig verändert in 3 Minuten!

In 3 Minuten wäscht sie ihr Haar trocken mit Schwarzkopf-Trocken-Schaumpon; — dabei wird ihr Haar gründlich gelockert und duftig-dezent parfümiert. Die grüne Achteck-Dose RM 1.—

2 Sorten für blondes und dunkles Haar.

22. Juni 1930

Nummer 25

39. Jahrgang

Berliner

Preis

des Heftes

20 Pfennig

Illustrierte Zeitung

Verlag Ullstein Berlin SW 68



In dieser Nummer:
Vier Wochen im
modernen Negerstaat

*Eine Reise nach Liberia für die „Berliner Illustrierte“
von Martin Munkacsí*

Eine Gerichtsitzung: Ein Rechtsanwalt beim Plaidoyer vor dem obersten Gericht in Monrovia, der Hauptstadt Liberias.